

Karl Bohnenberger †

Am 29. Oktober 1951 ist Karl Bohnenberger in einem Tübinger Altersheim gestorben. Er hatte enge Beziehungen zum früheren Bund für Heimatschutz; der jetzige Heimatbund hat ihm 1949 die Ehrenmitgliedschaft verliehen und damit einen Mann bedacht, der diese Ehrung in vielfältiger Weise verdient hat.

Karl Bohnenberger ist 1863 als Sohn eines Pfarrers geboren, der der Enkel des bedeutenden, um seine Wissenschaft und die württembergische Landesvermessung verdienten Mathematikers und Astronomen gleichen Namens war. Er hat Theologie studiert, war kurze Zeit im Pfarrdienst, wandte sich aber dann ganz der Sprachwissenschaft zu, die ihn schon als Studenten gefesselt hatte. Als Fünfundzwanzigjähriger trat er in den Dienst der Tübinger Universitätsbibliothek und von da an war er mit der Landesuniversität verbunden, zuerst durch die Bibliothek, deren Direktor er dann eine kurze Zeitlang war, bald auch als Lehrer mit der Philosophischen Fakultät, zuletzt, seit 1921, als ord. Professor für Deutsche Sprache und Literatur. Er war nicht verheiratet.

Über seine Schriften ist nicht leicht ein Überblick zu gewinnen. Außerhalb Württembergs würde es auch einer größeren Bibliothek schwer, sie mit einiger Vollständigkeit in ihren Beständen aufzuspüren. Bohnenberger lag wenig an einer Wirkung in die weitere gelehrte Öffentlichkeit im üblichen Sinne, um so mehr fühlte er sich den einheimischen Organen verschiedener Art verbunden. Schon die Preisarbeit des dreiundzwanzigjährigen Kandidaten der Theologie „Die Ortsnamen des schwäbischen Albgebietes in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte“ (Württ. Vierteljahrh. f. Landesgesch. 9, 1886) trägt in der sachlichen Prägnanz des Stils und der Klarheit des Aufbaus echt Bohnenbergersche Züge, und auch im Thema weist sie auf eine Grundlinie des künftigen Lebenswerkes hin, die Verbindung von Namenforschung mit der Siedlungsgeschichte, vor allem im schwäbisch-alemannischen Gebiet. Bis gegen 1900 stand diese Linie noch in Konkurrenz mit anderen Interessengebieten, Religionsgeschichte und Sanskrit und Literaturgeschichte, dann wiegen Sprachgeschichte, Mundartforschung, Namenforschung endgültig vor. Von 1910 an beherrschen volkskundliche Studien einige Jahre lang wenigstens der Zahl nach das Feld, kurz vorher hatte seine Mitarbeit an den neuen Oberamtsbeschreibungen begonnen. Von 1920 an erschienen die Arbeiten des zur vollen Reife gelangten Meisters, die auch da, wo sie nur Württembergisches behandeln, grundsätzliche Bedeutung über Württemberg hinaus haben, die Arbeit „Die Ortsnamen Württembergs in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte“ (1920 und 1927), die Zusammenfassungen zu den deutschen Ortsnamen (1925 und 1929), „Die Mundarten Württembergs“ (1928), „Über die Ostgrenze des Alemannischen“ (1928). Seit 1937 sind größere Abhandlungen zu rechts- und verfassungsgeschichtlichen Themen erschienen, so „Handgemal“ (1937) und Beiträge zur Gaufrage (1943). Zwei

ausführliche nachgelassene Arbeiten sollen noch gedruckt werden, die eine, aus der Zeit seiner ungebrochenen Schaffenskraft stammend, über das Ostfränkische, die andere, mit der er sich in den letzten Jahren noch beschäftigte, über das Alemannische.

Damit ist nur eine Andeutung aus der Fülle der Publikationen Bohnenbergers gegeben. Hans Bihl hat das bis 1937 Erschienene in der von ihm herausgegebenen „Festgabe“ für den Fünfundsiebenzigjährigen zusammengestellt. Hier ist nicht der Ort, das literarische Werk Bohnenbergers ausführlich zu besprechen. Es ist charakterisiert durch die Verbindung von Sprach- und Namenforschung mit der allgemeinen Geschichte und durch die von unmittelbarer Beobachtung („Erkundung“) des Gegenwärtigen mit seiner Zurückführung auf die Vergangenheit. Immer geht er von einer Fülle konkreten Materials aus, das er mit der großen Organisationskraft ordnet, die ihm allen Erscheinungen des wissenschaftlichen und praktischen Lebens gegenüber eigen war; klare Vorstellungen wollte er schaffen, womöglich so klar wie die Karten, mit denen er so gerne arbeitete und arbeiten ließ. Daß ein Gelehrter, der in so hohem Alter stirbt, es noch erlebt, daß einige seiner Methoden und Lösungen durch andere ergänzt werden, ist natürlich. Aber in vielen Punkten hat seine mühsame und immer auf dem Hintergrund breiter Vergleichsmöglichkeiten geleistete Arbeit Bahnbrechendes, in manchen wohl Endgültiges geboten, und keines der von ihm berührten Gebiete wird man künftig behandeln können ohne ernste Beachtung dessen, was er zu sagen für notwendig hielt. In wie verschiedene Richtungen er wirkt, zeigt sich in zwei zufällig in der Woche seines Todes erschienenen Erwähnungen: in einem Artikel „Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung“ in der Neuen Züricher Zeitung vom 4. November 1951 spricht der Verfasser (Wb) von Bohnenbergers Arbeit über die Mundart der deutschen Walliser (1913) als einem „frühen Markstein“, und in dem Heft 1 des 99. Bandes der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins nennt F. Langenbeck Bohnenbergers Aufstellungen über das Verhältnis der verschiedenen Ortsnamen zueinander geradezu „das Bohnenbergersche Gesetz“.

Neben diese i. e. S. literarische Tätigkeit tritt die organisatorische und allgemein anregende, so die auf Sammlung der volkskundlichen Überlieferung und der Flurnamen gerichtete. Überall stand er da mit eigener Arbeit am Anfang, vieles ist seinen Schülern zu verdanken.

Die Studenten, die zum erstenmal ins Seminar oder in die Vorlesungen zu ihm kamen, konnten ihren Lehrer zunächst kaum näher kennenlernen. In seinen althochdeutschen und mittelhochdeutschen Anfängerübungen wurde wirklich „geübt“, trocken und systematisch geübt, aber mancher Student hatte später Gelegenheit, durch Vergleich zu erkennen, wieviel didaktische Weisheit gerade in diesen Übungen steckte. Seine Vorlesungen waren voll von Stoff, der beinahe monoton dargeboten wurde, aber so mancher hat später in den Nachschriften dieser nüchternen Kollegs mehr gefunden als in anderen Vor-

lesungsnotizen oder in bekannten Handbüchern. In den Seminaren für höhere Semester bekam man Sinn für das, was nur bei Bohnenberger zu lernen war. Diese fruchtbare Verbindung von Sprachgeschichte und Mundartforschung, die den Weg zum Historischen durch die lebendige Mundart und zur Mundart durch die geschichtliche Herleitung erleichterte, ist an deutschen Universitäten sonst wohl kaum erreicht worden. Während wenigstens in seinen späteren Dozentenjahren Literaturgeschichte zurücktrat und literarische Werke vorwiegend auf philosophische Fragen hin und auf ihren Beitrag zu einer germanistischen Realienkunde behandelt wurden, hat er die Brücke von seinem eigentlichen Lehrfach zu Geschichte und Volkskunde besonders betont. Sein Seminar „Wörter und Sachen“ z. B. wird allen Teilnehmern in Erinnerung sein, auch wenn sie dem darin eingeschlagenen Tempo kaum zu folgen vermochten.

Dem Hörer Bohnenbergers wurde bald klar, daß die Lehrtätigkeit seines Professors nicht an der Türe des Universitätsgebäudes ein Ende fand. Oft wurden Hinweise auf Beobachtungen im Lande draußen gegeben. Lehrwanderungen des Seminars führten dann den Studierenden in die Kunst des Beobachtens ein, wobei es sich über das Sprachliche in all seinen Formen hinaus auch um Volkskunde und Siedlungsformen, aber auch um Botanik und Geologie handeln konnte. So wurde eine Generation württembergischer Germanisten dazu erzogen, über die Fachgrenzen hinwegzudenken und wieder zu lernen, die Augen nicht nur zum Lesen zu gebrauchen.

Schon bei diesen Wanderungen in größerem Kreis trat den Teilnehmern ein Lehrer entgegen, wie ihn wenige vorher erwartet hatten, voll sprühender Kraft und einer Freude am Leben in seinen vielfältigen Erscheinungen. Seine engeren Schüler vollends und diejenigen jungen Menschen, deren er sich aus persönlichen Gründen annahm (so Angehörige gefallener und gestorbener Freunde), konnten durch die oft spröde Hülle hindurch dem Menschen Bohnenberger nahekommen. Ganz überschaut hat den vielseitigen Mann später wohl niemand mehr. Die Genossen seiner Jugend sind tot. Erst in seinen letzten Lebensjahren hat er sich und anderen Zeit zu Gesprächen über sein Leben gegönnt.

Der Tübinger Ordinarius mochte manchen Gleichaltrigen oder Gleichgestellten, besonders Nicht-Württembergern, als ein im wesentlichen abweisender und vielfach schrulliger Mann erscheinen. Und in der Tat bildet die Bemühung um Abstand einen wichtigen Teil der Form, die sich der scheinbar so Formlose ausgebildet hatte. Der Zugang zu ihm war nicht leicht; wo er nichts Verwandtes spürte, erschloß er sich nicht. Seine Abwehr richtete sich gegen alles, was er als zudringlich empfand, seine Kritik und seine Ironie galten dem Präziösen, Aufgeblasenen, Unklaren und Unechten („Füchs, nur keine Sprüch“ habe er schon früh seinen jungen Bundesbrüdern zugerufen), auch eifernder Fanatismus stieß ihn ab. Aber mit diesem Abstand-Halten mischte sich ein starkes, wenn auch oft scheu verhülltes Bedürfnis nach tätiger Teilnahme, be-

sonders pädagogisch leitender und allgemein helfender Teilnahme. Er hatte einen scharfen Blick, wo sein menschliches Interesse einmal geweckt war, und wenige der Jüngeren, die sich nach langer Wanderung abends in gelockertem Gespräch um ihn versammelten, in Meßstetten oder in Metzingen, auf dem Traifelberg oder dem Kniebis, mochten ahnen, wie er sie im Hin und Her der Unterhaltung freudig oder besorgt beobachtete. Die Wanderungen selbst waren Mittel der Erziehung und der Prüfung. Er verlangte noch in späteren Jahren viel von seinen Begleitern: er wollte sehen, ob sie sich selbst gegenüber hart sein konnten im Interesse ihrer Wissenschaft, er erstrebte, daß sie mit den Menschen der durchwanderten Gegenden natürlich sprechen konnten. Oft versuchte er, korrigierend einzugreifen, manchmal direkt und dann ganz behutsam, oder über Freunde, und oft spürte ein Student, der mit seinen Problemen rang, plötzlich durch irgendeine klärende Andeutung, daß der scheinbar so verschlossene Professor ihn genau kannte und ihm helfen wollte. Dadurch wurde ein nicht weiter betontes Einverständnis und ein Vertrauen geschaffen, das jede Peinlichkeit vermied und vor allem kaum einen Dank zuließ. Besonders dann mußte vieles unausgesprochen bleiben, wenn er materielle Unterstützung gewährte, bei den Studenten, die er auch auf diese Weise förderte, und bei den vielen anderen, denen er half. Kaum einer konnte ihm so danken, wie er gerne gemocht hätte. Wenn überhaupt ein Wort fiel, dann stellte der Schenkende die Gabe so dar, als sei nicht der Beschenkte, sondern er selber der Nehmende.

In den letzten Jahren, als er sich etwas mehr Zeit gönnte und unbefangener auch von sich sprach, kam das Zarte und Gütige, das wahrhaft Vornehme in ihm immer stärker zum Vorschein. Daneben blieb die Freude am Belehren und Unterrichten, er fühlte sich als Träger einer Tradition, die es weiterzugeben galt. Wie früher erzählte er gerne Geschichten, besonders aus der Vergangenheit der Universität und des Landes. Sie reichten oft noch in die Zeit seiner Eltern zurück, als Württemberg noch mit dem Problem zu tun hatte, die neugewonnenen Gebiete, besonders Oberschwaben und das fränkische Land im Nordosten, zu assimilieren; gegen jede Geringachtung des fränkischen Elementes hat er sich, seiner Herkunft getreu, immer gewandt. Die meisten seiner „Schnurren“ (wie er zuletzt noch sagte) hatten den Sieg der Großzügigkeit oder des gesunden Menschenverstandes über bürokratischen Formalismus und Kleinlichkeit zum Gegenstand. Hier zeigte sich vielleicht am klarsten, wie er sein und wozu er andere erziehen wollte.

Nun hat dieser männlichste und echtste Württemberger sein Land, seine Schüler und seine Freunde verlassen. Wir können nicht mehr fragen: was wird er da raten, was wird er zu dem oder jenem sagen? Daß er noch unter uns lebte, war ein Trost in einer trostarmen Zeit. Doch eine Rücksicht hat dieser Abschied von uns genommen: wir können nun laut sagen, was er war. „Ich werde nimmer seinesgleichen sehen.“

Fritz Ernst